



JODI PICCOULT

Umwege des Lebens

The New York Times
BESTSELLER

Nr. 1

ROMAN

C.Bertelsmann

Zu diesem Buch

Dawn Edelstein hatte sich einst bei Ausgrabungen in Ägypten in einen Kollegen verliebt, mit dem sie alte Grabtexte entschlüsselte. Bis ein Telefonanruf ihr Leben komplett umkrempelte. Fünfzehn Jahre später ist Dawn verheiratet, hat eine Tochter im Teenager-Alter und arbeitet in Boston als Sterbebegleiterin. Als sie einen Flugzeugabsturz überlebt, drängt sich ihr die Frage auf, ob das gute Leben, das sie hat, noch viel besser hätte sein können. Auf der Suche nach der Antwort kehrt sie nach Ägypten zu dem Mann zurück, den sie einst leidenschaftlich liebte.

»Umwege des Lebens«, der beeindruckende neue Roman von US-Bestsellerautorin Jodi Picoult, setzt sich mit den großen Fragen auseinander, die uns in der Lebensmitte beschäftigen: Was ist uns wichtig, mit wem wollen wir leben und wie sterben? Und ist es möglich – und akzeptabel, Entscheidungen zu revidieren und einen anderen Weg einzuschlagen?

»Jodi Picoult ist eine geborene Erzählerin, die niemanden unberührt lässt.«
Boston Globe

Zur Autorin

JODI PICOULT, geboren 1966 in New York, studierte in Princeton und Harvard. Seit 1992 schrieb sie mehr als zwanzig Romane, von denen viele auf Platz 1 der New-York-Times-Bestsellerliste standen. Auch ihr neuester Roman »Umwege des Lebens« hat sofort den ersten Platz erobert. Die Autorin wurde bereits mehrfach ausgezeichnet, wie etwa mit dem renommierten New England Book Award. Picoult lebt mit ihrem Mann und zahlreichen Tieren in Hanover, New Hampshire.

JODI PICOULT

Umwege
des Lebens

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Elfriede Peschel

C. Bertelsmann

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel *The Book of Two Ways* bei Ballentine Books, a division of Penguin Random House, New York.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Copyright © 2020 der Originalausgabe by Jodi Picoult
Copyright © 2021 der deutschsprachigen Ausgabe by C. Bertelsmann
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Cover: www.buerosued.de

This translation is published by arrangement with Ballantine Books,
an imprint of Penguin Random House, a division of Random House LLC.

Redaktion: Gerhard Seidl
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
ISBN 978-3-641-26243-3

V003

www.cbertelsmann.de

FÜR FRANKIE RAMOS

Willkommen in der Familie (und bei meinen endlosen
medizinischen Recherchefragen)!

UND FÜR KYLE FERREIRA VAN LEER

Der das Zweiwegbuch als Erster erwähnt und mich auf die Idee
zu diesem Buch gebracht hat.

Sterben wäre ein ungeheuer großes Abenteuer.

J. M. BARRIE, *Peter Pan*

Prolog

In meinem Kalender finden sich viele Tote.

Als der Alarm meines Telefons losgeht, angle ich es aus der Tasche meiner Cargohose. Wegen der Zeitverschiebung hätte ich daran denken sollen, die Erinnerungsfunktion auszuschalten. Ich bin noch schläfrig, aber ich klicke auf das Datum und lese die Namen: *Iris Vale. Eun Ae Kim. Alan Rosenfeldt. Marlon Jensen.*

Ich schließe die Augen und mache das, was ich jeden Tag in diesem Moment tue: Ich denke an sie.

Iris, die zum Vögelchen zusammengeschrumpft war, als sie starb, hatte früher mal aus Liebe zu dem Mann, der eine Bank ausraubte, einen Fluchtwagen gefahren. Eun Ae war Ärztin in Korea gewesen, hatte ihren Beruf aber in den Vereinigten Staaten nicht ausüben können. Alan hatte mir stolz die Urne gezeigt, die er für die Asche seiner sterblichen Überreste gekauft hatte, und scherzhaft gemeint: *Getestet habe ich sie noch nicht.* Marlon hatte in seinem Haus sämtliche Toiletten erneuert, neue Böden gelegt und die Dachrinnen gesäubert, außerdem die für seine beiden Kinder gekauften Geschenke für ihre Abschlussprüfungen versteckt. War mit seiner zwölfjährigen Tochter in den Ballsaal eines Hotels gegangen und tanzte dort Walzer mit ihr, filmte alles mit seinem Mobiltelefon, sodass es am Tag ihrer Hochzeit ein Video geben würde, das sie beim Tanzen mit ihrem Vater zeigt.

Sie waren einmal meine Klienten. Jetzt bewahre ich sie als meine Geschichten auf.

In meiner Sitzreihe schlafen alle. Ich stecke das Telefon wieder ein und klettere dann vorsichtig über die Frau zu meiner Rechten, ohne sie zu stören – Passagier yoga –, um die Toilette im hinteren Teil des Flugzeugs

aufzusuchen. Dort putze ich mir die Nase und schaue in den Spiegel. In meinem Alter hält dieser Blick noch Überraschungen bereit, weil ich noch immer damit rechne, eine jüngere Frau als die zu sehen, die mir zublinzelt. Wie die Knickfalten einer vertrauten Landkarte streben fächerförmige Linien weg von meinen Augenwinkeln. Würde ich den Zopf über meiner linken Schulter lösen, könnte man bei dieser schrecklichen Neonbeleuchtung die ersten grauen Strähnen in meinen Haaren entdecken. Wie jede vernünftige Frau um die vierzig, die einen Langstreckenflug vor sich hat, trage ich bequeme Cargohosen. Ich nehme mir ein paar Papiertücher und öffne die Tür in der Absicht, an meinen Platz zurückzukehren, aber im kleinen Bordküchenbereich drängeln sich die Flugbegleiter. Sie sind in einem einzigen Stirnrunzeln vereint.

Als ich auftauche, unterbrechen sie ihre Unterredung. »Würden Sie bitte zu Ihrem Platz zurückkehren, Ma'am«, werde ich aufgefordert.

Mir fällt auf, dass ihr Job sich gar nicht so sehr von meinem unterscheidet. In einem Flugzeug ist man nicht mehr an dem Ort, von dem man aufgebrochen ist, aber auch noch nicht dort, wohin die Reise geht. Man ist dazwischen gefangen. Eine Flugbegleiterin hilft dabei, diesen Übergang angenehm zu gestalten. Als Sterbebegleiterin tue ich dasselbe, nur dass die Reise vom Leben in den Tod führt und man am Ende nicht mit zweihundert anderen Reisenden aussteigt. Man geht allein.

Ich klettere wieder über die schlafende Frau auf dem Gangplatz und schnalle mich gerade an, als die grelle Deckenbeleuchtung anspringt und Leben in die Kabine kommt.

»Meine Damen und Herren«, verkündet eine Stimme, »wir sind eben vom Kapitän darüber informiert worden, dass wir eine geplante Notlandung durchführen werden. Bitte hören Sie auf die Anweisungen der Flugbegleiter und befolgen Sie diese.«

Ich erstarre. *Geplante Notlandung*. Das Oxymoron setzt sich hartnäckig fest.

Eine Schockwelle erfasst die Kabine und entlädt sich geräuschvoll, aber ohne Kreischen, ohne laute Schreie. Selbst das Baby hinter mir, das während

der ersten beiden Flugstunden geschrien hatte, ist still. »Wir stürzen ab«, flüstert die Frau auf dem Gangplatz. »Oh mein Gott, wir stürzen ab.«

Sie liegt bestimmt falsch, schließlich gab es nicht mal Turbulenzen. Alles war ganz normal gewesen. Aber dann positionieren sich die Flugbegleiter in den Gängen und vollführen ein merkwürdiges Stakkato-Ballett von sicherheitsdienlichen Gesten, während über Lautsprecher die Anweisungen vorgetragen werden. *Schnallen Sie sich an. Nehmen Sie die Klemmhaltung ein, sobald Sie dazu aufgefordert werden. Wenn das Flugzeug zum Stillstand gekommen ist, hören Sie die Aufforderung: Lösen Sie die Anschnallgurte. Steigen Sie aus. Lassen Sie alles zurück.*

Lassen Sie alles zurück.

Für eine Frau, die sich ihren Lebensunterhalt mit dem Tod verdient, habe ich mir über meinen eigenen nicht viele Gedanken gemacht.

Ich habe gehört, dass sich im Angesicht des Todes das eigene Leben vor einem abspult.

Aber ich habe nicht Brian vor Augen, meinen Ehemann, dessen Pullover die Spuren unvermeidlichen Kreidestaubs der altmodischen Tafeln seines Physiklabors trägt. Und auch nicht Meret als kleines Mädchen, das mich bittet, unter dem Bett nachzusehen, ob sich dort Ungeheuer eingenistet haben. Meine Mutter sehe ich ebenso wenig, weder so wie am Ende noch wie früher, als Kieran und ich jung waren.

Stattdessen sehe ich *ihn*.

So deutlich, als wäre erst ein Tag vergangen, habe ich Wyatt mit weiß blitzenden Zähnen mitten in der ägyptischen Wüste vor Augen, wo ihm die Sonne auf den Hut brennt und der ständige Wind ihm den Sand als Schmutzstreifen um den Hals legt. Ein Mann, der fünfzehn Jahre lang nicht mehr Teil meines Lebens war. Ein Ort, den ich verlassen habe.

Eine nie beendete Dissertation.

Im Glauben der alten Ägypter musste man erst in der Gerichtshalle für unschuldig erklärt werden, bevor man ins Jenseits gelangte. Ihre Herzen wurden gegen die Feder der Maat aufgewogen, der Göttin der Wahrheit.

Ich bin mir nicht sicher, ob mein Herz bestehen wird.

Die Frau zu meiner Rechten betet leise auf Spanisch. Ich krame mein Telefon heraus, überlege, es einzuschalten und eine Nachricht zu schicken, obwohl ich weiß, dass es kein Signal gibt, aber es ist mir nicht möglich, den Knopf meiner Hosentasche zu öffnen. Eine Hand umfängt die meine und drückt sie.

Ich senke den Blick auf unsere Fäuste, so fest zusammengepresst, dass ihnen kein Geheimnis entweichen könnte.

Klemmhaltung, rufen die Flugbegleiter. *Klemmhaltung!*

Während wir vom Himmel fallen, frage ich mich, wer sich wohl an mich erinnern wird.

Sehr viel später sollte ich erfahren, dass die Flugbegleiter bei einem Flugzeugabsturz dem Notfallpersonal am Boden mitteilen, wie viele Seelen sich an Bord befinden. Seelen, nicht Menschen. Als wüssten sie, dass unsere Körper ohnehin nur für kurze Zeit auf der Durchreise sind.

Ich erfuhr auch, dass einer der Treibstofffilter sich während des Flugs zugesetzt hatte. Und dass den Piloten, als nach fünfundvierzig Minuten Flug die Alarmleuchte für den zugesetzten Treibstofffilter zum zweiten Mal aufleuchtete und alle ihre Versuche, ihn freizubekommen, ergebnislos blieben, bewusst wurde, dass sie eine Evakuierung zu Land vornehmen mussten. Man sagte mir, dass das Flugzeug kurz vor dem Flughafen Raleigh-Durham auf dem Fußballfeld einer Privatschule runterkam. Dort kollidierte eine Tragfläche mit der Tribüne, das Flugzeug kippte, rollte weiter und brach auseinander.

Sehr viel später erreichte mich die Information, dass sich die Reihe hinter mir vom Boden gelöst hatte und die drei Sitze mit der Familie und dem Baby aus dem Flugzeug hinausgeschleudert worden waren, was zum sofortigen Tod führte. Man berichtete mir von den sechs anderen, die zermalmt wurden, als das Metall nachgab, und von der Flugbegleiterin, die nie aus ihrem Koma erwachte. Ich las die Namen der Passagiere in den letzten zehn Reihen, die es nicht geschafft hatten, das Flugzeug zu verlassen, bevor der geborstene Treibstofftank explodierte.

Ich erfuhr, dass ich eine von sechsunddreißig Personen war, die sich selbst von der Absturzstelle entfernen konnten.

Benommen verlasse ich den Untersuchungsraum des Krankenhauses, in das man uns gebracht hatte. Im Flur spricht eine uniformierte Frau mit einem Mann, dessen Arm bandagiert wurde. Sie gehört zum Notfallteam der Fluglinie, das sich darum zu kümmern hat, dass wir ärztlich untersucht werden, frische Kleidung und Essen bekommen, und aufgeregte Familienmitglieder für uns einfliegt.

»Ms. Edelstein?«, spricht sie mich an, und mir wird blinzelnd bewusst, dass sie mich meint.

Vor einer Ewigkeit bin ich Dawn McDowell gewesen. Unter diesem Namen hatte ich veröffentlicht. Aber in meinem Pass und meinem Führerschein steht Edelstein. Wie bei Brian.

Sie hält eine Liste der Überlebenden des Absturzes in der Hand.

Macht neben meinem Namen ein Häkchen. »Wurden Sie schon von einem Arzt untersucht?«

»Noch nicht.« Ich schiele aufs Untersuchungszimmer.

»Okay. Sie werden sicherlich einige Fragen haben ...?«

Das ist eine Untertreibung.

Warum bin ich am Leben und andere sind es nicht?

Warum habe ich diesen speziellen Flug gebucht?

Was wäre, wenn ich es nicht zum Check-in geschafft und den Flug verpasst hätte?

Wenn ich Tausende andere Entscheidungen getroffen hätte, die mich von diesem Absturz ferngehalten hätten?

Dabei muss ich an Brian und seine Theorie des Multiversums denken. Irgendwo in einer parallelen Zeitachse gibt es ein anderes Ich bei meiner eigenen Beerdigung.

Gleichzeitig denke ich – wieder und immer – an Wyatt.

Ich muss hier raus.

Mir ist nicht bewusst, dass ich das laut ausgesprochen habe, bis die Angestellte der Fluglinie darauf eingeht.

»Wenn wir die Bescheinigung des Arztes haben, steht es Ihnen frei zu gehen. Kommt jemand, um Sie abzuholen, oder sollen wir für Sie einen Flug buchen?«

Uns, den Glücklichen, hat man gesagt, dass wir ein Flugticket egal wohin bekommen können – zu unserem Ziel, zurück zu unserem Abflugort oder, falls nötig, auch anderswohin. Meinen Ehemann habe ich bereits angerufen. Brian hat angeboten, mich abzuholen, aber ich habe das abgelehnt. Ohne einen Grund zu nennen.

Ich räuspere mich. »Ich muss einen Flug buchen«, sage ich.

»Aber sicher.« Die Frau nickt. »Und wohin müssen Sie?«

Boston, überlege ich. Nach Hause. Aber aufgrund ihrer speziellen Fragestellung – *müssen* anstatt *wollen* – setzt sich mir ein anderes Ziel in den Kopf.

Ich mache den Mund auf und antworte.

LAND / ÄGYPTEN

*Ich habe diese Lieder der alten Gräber gehört,
In denen davon gesprochen wird, das Irdische aufzuwerten und die
Nekropole herabzumindern.
Aber warum so vorgehen gegen das Land der Ewigkeit,
Einem gerechten und rechtschaffenen Ort ohne Furcht?
Chaos wird die verruchte Tat bringen!
Keiner dort fürchtet den anderen.
In diesem Land ohne jeden Gegner
Ruhen alle unsere Familien
Seit Anbeginn der Zeit.
Jene, die noch nach Millionen und Abermillionen Jahren geboren
werden,
Alle sollen dorthin gehen!*

Aus dem Grab von Neferhotep
nach der Übersetzung von Colleen und John Darnell

Meine Mutter, deren Leben und Sterben von Aberglauben begleitet wurden, verlangte vor jeder Reise von uns gemeinsam aufzusagen: *Wir gehen nirgendwohin*. Damit sollte der Teufel ausgetrickst werden. Ich kann nicht behaupten, dass ich an so etwas glaube, aber dann wiederum habe ich es nicht gesagt, als ich von zu Hause aufbrach, und man sieht ja, was es mir eingebracht hat.

Kairo im August fühlt sich an, als würde ich beim Verlassen des Flughafens die Oberfläche der Sonne betreten. Auch spät in der Nacht schneidet die Hitze wie ein Messer in die Haut und brandet einem in

erdrückenden Wellen entgegen. Schon spüre ich, wie mir der Schweiß über den Rücken rinnt – darauf war ich nicht eingestellt. Um mich herum passieren andere Menschen: Eine zerknautschte, benommene Touristengruppe wird in einen Minivan gescheucht; ein Teenager schleift sein mit Klebeband gesichertes Gepäck vom Rollwagen zum Bordstein; eine Frau sichert ihr im Luftzug flatterndes Kopftuch.

Plötzlich bin ich umringt von Männern. »Taxi?«, schreien sie. »Sie brauchen Taxi?«

Die Tatsache, dass ich aus dem Westen bin, lässt sich nicht verbergen, ich signalisiere es von den roten Haaren bis zur Cargohose und den Sneakers. Ich nicke und nehme zu einem von ihnen Blickkontakt auf, einem Fahrer mit kräftigem Schnauzbart im langärmeligen gestreiften Hemd. Die anderen Fahrer ziehen sich zurück wie Möwen auf der Suche nach anderen Brotkrumen.

»Haben Sie Koffer?«

Ich schüttele den Kopf. Alles, was ich bei mir habe, ist die kleine Tasche, die ich über der Schulter trage.

»Amerikanerin?«, fragt der Mann, und ich nicke. Ein breites weißes Grinsen zerteilt sein Gesicht. »Willkommen in Alaska!«

Dass auch nach fünfzehn Jahren dieser lahme Scherz für Touristen noch immer eine Bank zu sein scheint, überrascht mich. Ich nehme auf dem Rücksitz seines Wagens Platz. »Bringen Sie mich zum Ramses-Bahnhof«, sage ich. »Wie lang dauert das?«

»Fünfzehn Minuten *Inschallah*.«

»*Shukran*«, erwidere ich. *Danke*. Ich bin erstaunt, wie rasch mir Arabisch wieder über die Lippen kommt. Irgendwo im Gehirn muss es einen Ort geben, der Informationen speichert, die man nie wieder zu benötigen glaubte, wie etwa den Songtext von »MacArthur Park«, oder wie man Matrizen vervielfältigt oder – in meinem Fall – alles Ägyptologische. Als Meret klein war, prägte sie das Wort *lasterday*, was vor fünf Minuten oder auch vor fünf Jahren bedeuten konnte – und genau dort befinde ich mich jetzt. Als befände ich mich wieder in dem Moment, der zurückblieb, als ich

dieses Land verließ. Als hätte er all die Jahre darauf gewartet, dass ich zurückkomme.

Bei offenem Fenster spüre ich bereits, wie sich der Staub auf mich legt. In Ägypten ist alles voller Sand – die Schuhe, die Haut, die Luft, die man atmet. Selbst im Essen nistet er sich ein. Die Zähne der Mumien sind davon abgeschliffen.

Obwohl Nacht ist, zeigt Kairo sich voller Leben mit all seinen Widersprüchen. Auf der Autobahn teilen die Autos sich den Platz mit Eselskarren.

Metzgereien, wo das Fleisch draußen hängt, schmiegen sich an Souvenirläden. Ein aufgemohtes Muscle-Car rast vorbei und lässt einen Fetzen pulsierender Rap-Musik zurück, die sich mit dem aus dem Lautsprecher hallenden *Salat Al-Isha* mischt, dem nächtlichen muslimischen Gebetsruf. Wir fahren am Nil mit seinem zugemüllten Ufer entlang. Endlich taucht der Ramses-Bahnhof auf. »Fünfundzwanzig Pfund«, verlangt der Fahrer.

In Ägypten gibt es keine festgelegten Tarife, der Fahrer sagt einem, wie viel die Fahrt seiner Meinung nach wert ist. Ich gebe ihm vierzig Pfund als Gegenangebot und steige aus dem Wagen. Auch er steigt aus und brüllt mich auf Arabisch an. »*Shukran*«, beruhige ich ihn. »*Shukran*.« Obwohl eine solche Szene ganz alltäglich ist und keinen interessiert, rast mein Puls, als ich auf den Bahnhof zugehe.

Nach Mittelägypten zu gelangen ist für jemanden aus dem Westen nicht einfach. Man geht nicht davon aus, dass Touristen den Zug nehmen, also warte ich lieber, bis der Schaffner mich entdeckt, und stelle mich dann dumm. Da der Zug sich bereits in Bewegung gesetzt hat, ist es zu spät, also zuckt er mit den Schultern und lässt mich zahlen. Stunden später, als ich an meinem Ziel in al-Minya aussteige, bin ich die einzige Weiße auf dem Bahnhof. Eigentlich bin ich fast die Einzige auf dem Bahnhof.

Ankommen sollte ich um 2.45 Uhr, aber der Zug hatte Verspätung und inzwischen ist es bereits nach vier Uhr morgens. Ich fühle mich, als wäre ich vierundzwanzig Stunden lang durchgefahren. Der einzige Taxifahrer am Bahnhof von al-Minya ist in ein Spiel auf seinem Mobiltelefon vertieft, als

ich an seine Scheibe klopfe. Er mustert mich in meiner ganzen zerknautschten Schwerfälligkeit. »*Sabah el-khier*«, sage ich. Guten Morgen.

»*Sabah el-noor*«, erwidert er.

Ich nenne ihm mein Ziel, das etwa eine Fahrtstunde weit entfernt ist. Er nimmt die östliche Wüstenstraße, die aus al-Minya hinausführt. Ich blicke starr aus dem Fenster und zähle die *Gebels* und *Wadis* – Hügel und Täler – die sich am Horizont im Dunkel abzeichnen. An den Kontrollposten, bemannt von Jungs, denen noch kein Bart wächst und die alte zerschrammte Maschinengewehre aus den Sechzigern in den Händen halten, wickle ich mir meinen Schal um den Kopf und stelle mich schlafend.

Der Fahrer wirft immer wieder verstohlene Blicke in den Rückspiegel. Vermutlich wundert er sich, was eine Amerikanerin im Herzen Ägyptens, in das sich sonst keine Touristenströme verirren, in seinem Taxi zu suchen hat. Ich male mir aus, was ich ihm sagen würde, wenn ich den Mut oder die sprachlichen Möglichkeiten dazu hätte.

Eine der Fragen, die ich meinen Klienten stelle, lautet: *Was ist nicht zu Ende gebracht worden?* Gibt es noch etwas, was unerledigt geblieben ist, aber noch erledigt werden muss, bevor man aus diesem Leben scheidet? Ich habe schon alle möglichen Antworten darauf bekommen: vom Richten der klemmenden Haustür bis zum Baden im Roten Meer; von der Veröffentlichung einer Biografie bis zum Pokerspiel mit einem Freund, den man seit Jahren nicht mehr gesehen hat. Für mich ist es *das* hier. Dieser Staub, diese aufreibende Fahrt, dieser knochenbleiche Landstrich.

In einem früheren Leben hatte ich vorgehabt, Ägyptologin zu werden. Ich verliebte mich in diese Kultur, als wir in der vierten Klasse das Alte Ägypten durchnahmen. Ich erinnere mich noch gut, wie ich ganz oben auf dem Klettergerüst im Wind stand und mir vorstellte, auf einer *Feluke* den Nil zu überqueren. Meinen Ausstellungskatalog mit dem Titel *Tut: Schätze des goldenen Pharaos*, den meine Mutter in einem Antiquariat entdeckt hatte, hütete ich wie einen Schatz. Auf der Highschool belegte ich Französisch und Deutsch, weil ich wusste, dass ich diese Sprachen benötigen würde, um Forschungsarbeiten zu übersetzen. Ich bewarb mich an Colleges, die

Ägyptologieprogramme anboten, und studierte als Stipendiatin an der Universität Chicago.

Was ich über das Alte Ägypten gelernt habe, lässt sich im Wesentlichen auf zwei Dinge herunterbrechen. Zum einen die Historie – Ägypten wurde von zweiunddreißig Pharaonendynastien regiert, aufgeteilt auf drei Zeitphasen: das Alte Reich, das Mittlere Reich und das Neue Reich. Die erste Dynastie begann mit König Narmer, dem Pharao, der Ober- und Unterägypten um 3100 vor unserer Zeitrechnung vereinte. Das Alte Reich ist für seine Pyramiden bekannt, die als Grabmale der König erbaut worden waren. Um 2150 vor unserer Zeit brach dann ein Bürgerkrieg aus. Es gab zweiundvierzig selbstständige Territorien – oder Gaue – jedes von einem Gaufürsten regiert. Während dieser Zeit kämpfte jeder Nomarch, wie die Gaufürsten auch genannt wurden, für seinen eigenen Gau. Es gab Allianzen, aber der Pharao im Norden regierte kein vereinigtes Ägypten, vielmehr erinnerten die Zustände an ein ägyptisches *Game of Thrones*. Das Mittlere Reich begann, als ein König namens Mentuhotep II. um 2010 vor unserer Zeit Unter- und Oberägypten wiedervereinte. Es hielt, bis die Hyksos von Norden her eindringen und eine Periode mit Herrschern aus fremden Ländern folgte. Erst als König Ahmose die Hyksos besiegte, kam es zu einer Wiedervereinigung Ägyptens im Neuen Reich ab 1550.

Das zweite wichtige Thema ist die altägyptische Religion. Sie konzentriert sich hauptsächlich auf den Sonnengott Re – der, als die Sonne, täglich in einem langen Boot, der Sonnenbarke, über den Himmel gezogen wurde – und Osiris, den Gott des Jenseits. Da Osiris zugleich der tote Sonnengott war, sind sie zusammengenommen die beiden Seiten einer Medaille. Für die alten Ägypter war das kein logisches Problem, denn Osiris und Re waren einfach zwei Seiten derselben Entität, wie die christliche Dreifaltigkeit aus Vater, Sohn und Heiligem Geist. Nacht für Nacht besuchte Re Osiris und vereinigte sich mit dessen totem Körper, der ihm die Kraft gab, am nächsten Tag die Sonne wiederauferstehen zu lassen. Das ägyptische Modell des Jenseits imitierte diesen Zyklus: Die Seele des Verstorbenen wurde täglich wiedergeboren wie Re und vereinigte sich jede Nacht mit dem Leichnam.

Unsere Kenntnisse über das Alte Ägypten verdanken wir hauptsächlich seinen Gräbern, die uns zeigen, welche gewaltigen Anstrengungen unternommen wurden, sich auf das Sterben und das, was danach kam, vorzubereiten. Selbst Menschen mit geringen ägyptologischen Kenntnissen haben vom Totenbuch gehört – oder wie es im Alten Ägypten hieß: Das Buch vom Heraustreten in das Tageslicht. Es ist eine Sammlung von Zaubersprüchen aus dem Neuen Reich, die den Verstorbenen helfen sollten, seinen oder ihren Weg ins Jenseits zu gehen – die aber aus früheren, weniger bekannten Grabtexten hervorgegangen sind. Am Anfang standen die Pyramidentexte des Alten Reichs: Zaubersprüche, um böse Kreaturen abzuwehren, Worte, die der Sohn des toten Königs bei den Bestattungsritualen sprach, und Anweisungen für den Verstorbenen, damit dieser die nächste Welt erreichte. Im Mittleren Reich wurden Grabtexte auf die Särge von Adeligen und anderen Bürgern gemalt, darunter auch Zaubersprüche zur Wiederherstellung von Familienbanden, weil der Tod uns von Menschen, die wir lieben, trennen kann; Beschwörungsformeln, die dem Verstorbenen halfen, mit Re in seiner Sonnenbarke zu reisen, um Apep – das als Schlange dargestellte Chaos – zu besiegen, der versuchte, das Wasser unter der Barke aufzusaugen; sowie Sprüche, die dem Verstorbenen halfen, jede Nacht wieder eins mit Osiris zu werden.

Zu diesen Sargtexten gehört auch das Zweiwegebuch, die erste bekannte Landkarte des Jenseits. Man fand diese nur in einigen Särgen Mittelägyptens des Mittleren Reichs, für gewöhnlich aufgemalt am Sargboden. Sie zeigt die zwei Wege, die sich durch Osiris' Totenreich schlängeln: eine Landroute in Schwarz und eine Wasserroute in Blau, getrennt von einem See des Feuers. Folgt man der Karte, ist das, als hätte man die Wahl, die Fähre zu nehmen oder außen herumzufahren – beide Wege enden am selben Ort: dem Opfergefilde, wo die Verstorbenen mit Osiris in Ewigkeit tafeln können. Doch die Sache hat einen Haken – einige der Pfade führen ins Nichts. Auf anderen gelangt man zu Dämonen oder Feuerkreisen. Eingebettet in den Text findet sich die Zauberkunst, die man braucht, um an den Torwächtern vorbeizukommen.

Der erste Abschnitt, den ich aus dem Zweiwegebuch übersetzt habe, war Zauberspruch 1130: *Was jeden betrifft, der diesen Spruch kennt, er wird sein wie Re im Osten des Himmels und wie Osiris im Innern der Unterwelt. Denn er wird zum feurigen Hofstaat hinabsteigen. Nicht werden Flammen gegen ihn sein von Ewigkeit zu Ewigkeit.*

Von Ewigkeit zu Ewigkeit. *Neheh Djet*. Für die alten Ägypter verlief die Zeit anders. Sie konnte linear oder ewig sein wie Osiris. Oder zyklisch mit täglichen Reinkarnationen wie Re. Das schloss sich nicht gegenseitig aus. Um einen guten Tod zu bekommen, war beides erforderlich. Das Grab war das verbindende Gewebe, der magische Akku, der den Saft für das ewige Leben bereitstellte. Die meisten Ägyptologen studierten Darstellungen und Hieroglyphen in einem Vakuum, aber als junge Akademikerin galt mein Augenmerk ihrer Platzierung im Sarg und dem Zweiwegebuch auf dem Boden desselben. Was wäre, wenn die Mumie darin den Zauber wie einen Schlüssel aktivieren sollte?

Die veröffentlichten Versionen des Zweiwegebuchs stammen fast ausschließlich aus den Särgen von Gaufürsten aus der Nekropole von Deir el-Bersche, einer weitläufigen Ansammlung von aus dem Felsen gehauenen Gräbern der Gaufürsten, eine Stadt der Toten. Vor fünfzehn Jahren arbeitete ich als Doktorandin in diesen Gräbern auf der Suche nach Beweisen für meine These.

Was wurde noch nicht zu Ende gebracht?

Als der Fahrer nach Süden abbiegt, um mich zurück nach Deir el-Bersche zu bringen, wage ich wieder einen Blick aus dem Fenster und werde in den Bann der Schönheit des über der Wüste gähnenden Himmels gezogen. Seine blauen, pinken und orangefarbenen Streifen sind die Vorboten des Tages. Ein Stern zwinkert mir kurz zu, bevor er von der Sonne verschluckt wird.

Sirius. Meine Ankunft in Ägypten fällt zusammen mit dem Aufgang von Sothis.

Dank der Tallage Ägyptens kann man hier wie nirgendwo anders die Sterne beobachten, und die alten Ägypter verfolgten den Aufgang von Sternenkonstellationen in ihrem Sonnenkalender. Alle zehn Tage tauchte bei

Tagesanbruch im Osten eine neue Konstellation auf, nachdem sie siebenzig Tage lang verschwunden gewesen war. Der wichtigste dieser Sterne war Sirius – den sie Sothis oder Sopdet nannten. Der Aufgang von Sothis stand für Wiedergeburt, weil er in der Jahreszeit am Himmel erschien, wenn der Nil über die Ufer trat und fruchtbaren Schlamm zur Düngung der Nutzpflanzen ablagerte. Um das zu feiern, reisten die alten Ägypter zu Festen und hinterließen an den Orten, die sie besuchten, oftmals Graffiti. Aber hauptsächlich betranken sie sich und hatten Sex – jedes Mal, wenn der Nil das Land überschwemmte, ging es zu wie auf dem Coachella-Festival.

Wyatt erzählte mir einmal, dass die alten Ägypter sich auf diesen Festivals mit Absicht bis zum Erbrechen betranken, um auf diese Weise die Nilflut zu imitieren. *Die Ägypter, meinte er, wussten zu leben.*

Ich richte den Blick wieder gen Himmel und suche Sothis. Und wie die alten Ägypter sehe ich ihn als Zeichen.

Deir el-Bersche liegt etwa in Ägyptens Mitte in Höhe der Stadt Mallawi am Ostufer des Nils. Wegen der Schäden aufgrund früherer Erdbeben und aktueller Plünderungen bekommt nur Zutritt, wer über eine Genehmigung der Regierung verfügt.

Ich mustere die Landschaft, bis ich die vertrauten aus dem Felsen gehauenen Gräber sehe. Dutzende kleiner Metalltüren sind in den gestreiften Kalkstein eingelassen, als wäre ein Hotel in die Wände des Wadis gemeißelt. Ein Hotel des Todes. Ich kann genau erkennen, wo ich die drei Grabungssaisons im Grab von Djehutihotep II., dem Gaufürsten des Hare-Gaus, verbrachte. Darunter, überdeckt von einem Gerüst, befindet sich das neueste Grab. So sehr ich mich auch anstrengte, ich kann dort keine Aktivitäten erkennen.

Das sind nicht die einzigen Neuerungen in Bersche. Moderne Friedhöfe, die es 2003 noch nicht gab, breiten sich ein wenig südlich der Nekropole aus. Neben einer Moschee steht nun eine hell gestrichene Kirche für koptische Christen. An den Nilufern bewegen sich die ägyptischen Bauern entlang schmaler Pfade zwischen ihren Feldern oder heben die platten

Fächer der Dattelpalmen auf Eselskarren. Und dann stehen wir unvermittelt vor dem Grabungsgebäude. Ich bezahle den Fahrer und werde, kaum verlasse ich das Taxi, von einer Sandwolke begrüßt.

Auch das Gebäude hat sich verändert.

Erbaut hatte es der britische Architekt Gerald Hay-Smythe 1908 in Anlehnung an die mittelalterlichen koptischen Klöster aus Lehmziegeln. Noch vor meinem ersten Aufenthalt hier als Doktorandin war die Veranda zusammengebrochen, und keiner hatte es geschafft, sie zu reparieren. Aber jetzt sehe ich, dass die Veranda neu aufgebaut wurde.

Es stehen keine Fahrzeuge davor, und die über dem Gebäude liegende Stille lässt darauf schließen, dass es leer ist. An einem Beet wilder Zwiebeln und einem rostigen Fahrrad vorbei gelange ich in den äußeren Hof. Dort hängen Laken, Hemden und Dschallabijas, die langen kaftanartigen Gewänder, wie die Einheimischen sie tragen, auf sich überkreuzenden Wäscheleinen. Schon vor fünfzehn Jahren pflegte die ägyptische Familie, die sich um das Grabungsgebäude und die dort wohnenden Ägyptologen kümmerte, unsere Wäsche so aufzuhängen. Unser gesamtes Bettzeug duftete nach Sonnenlicht.

»Hallo?«, rufe ich. Es gibt keine Tür, an der man klopfen könnte, nur einen offenen Durchgang. Zögernd gehe ich weiter und erschrecke eine Katze. Sie miaut und rettet sich mit einem Satz auf einen bröckeligen Sims, von dem aus sie schmaläugig ihr Urteil über mich fällt, bevor sie im offenen Fenster verschwindet.

Ich durchmesse den langen Korridor, der die Unterkünfte der einheimischen Hausleute von denen des Archäologenteams trennt. Eine feine Sandschicht bedeckt den Boden, die Wände – einfach alles. »Ist jemand zu Hause?«, rufe ich, aber ich höre nur knisternde Swingmusik aus einem Lautsprecher im Inneren des Gebäudes. Ich blicke in ein Zimmer ohne Tür und sehe einen Stapel alter Doppelmatratzen mit den an Disney orientierten Gesichtern von Aschenputtel, Schneewittchen und Dornröschen. Ein Stück weiter befindet sich der Eingang zum Magazin – der Lagerraum, in den wir alle unsere Funde zur späteren Begutachtung

bringen. Ich fühle mich magisch angezogen und betrachte dann im trüben Licht die ordentlich etikettierten Pappschachteln, die sich in den Regalen stapeln. Weil ich mir sicher bin, beobachtet zu werden, wirbele ich herum. Auf dem Klapptisch liegt eine Mumie, die sich bereits lange vor meiner Zeit in diesem Raum befand und hier wohl auch noch liegen wird, wenn ich schon längst wieder weg bin. »George«, murmele ich, wie wir ihn vor fünfzehn Jahren alle angesprochen haben. »Schön, dich wiederzusehen.«

Ein Stück weiter den Flur entlang liegt das Badezimmer mit Dusche und Toilette. Ich benutze es und streiche über das zerfaserte Schild, das noch immer auf der Rückseite der Toilettentür klebt: WAS NICHT HINUNTERGESPÜLT WERDEN DARF: ALLES, WAS GELB IST, TOILETTENPAPIER, DEINE HOFFNUNGEN UND TRÄUME.

»*Min hunak*«, höre ich eine Stimme. *Wer ist da?*

Man hat mich tatsächlich mit heruntergelassener Hose erwischt. Ich springe auf, wasche mir die Hände und verlasse schnell das Badezimmer, um die Situation zu erklären, werde stattdessen aber mit einer Erinnerung konfrontiert.

Als wäre es gestern gewesen, sehe ich diesen Mann mit seiner wettergegerbten braunen Haut, wie er mir mit sanften Händen einen Teller mit frischem Salat vorsetzt. Er ist alterslos, erstarrt in der Zeit, derselbe Hausmeister, der sich um dieses Gebäude gekümmert hat, als ich noch Doktorandin war. »Hasib?«, frage ich.

Er reißt die Augen auf und wechselt ins Englische, als er meinen Akzent hört. »Hasib war mein Vater.«

Ich blinzele. »Dann sind Sie ... *Harbi?*«

Harbi war damals ein Junge gewesen, wenngleich einer unserer besten Arbeiter. Nichts war ihm zu viel, worum Professor Dumphries ihn bat – vom Aufstellen von Gerüsten, damit wir die Hieroglyphen ganz oben an einer Kammerwand studieren konnten, bis zu stundenlangem Verharren in der sengenden Sonne mit einem schräg gehaltenen Spiegel, um das Licht einzufangen, damit wir die Felsbildkunst genau kopieren konnten.

Er betrachtet mich aus schmalen Augen. »Dawn?«

»Sie erinnern sich an mich?« Wenn Harbi das tut, wird er hier nicht der Einzige sein.

»Natürlich. Sie haben mir Superman mitgebracht.«

Jedes Mal, wenn ich über Heathrow flog, habe ich für Harbi ein Buch und einen Cadbury-Riegel für Hasib mitgenommen. »Diesmal komme ich mit leeren Händen«, gestehe ich. »Ist Ihr Vater noch immer hier?«

Er schüttelt den Kopf. »Er ist gestorben.«

Meine muslimischen Klienten konnten mit der Sprache des Todes immer besser umgehen als meine christlichen, für die der Übergang eher mit Angst behaftet ist. »Das tut mir sehr leid«, sage ich zu ihm. »Ich habe viele sehr gute Erinnerungen an ihn.«

Harbi lächelt. »Genauso wie ich«, sagt er. »Nun kümmern mein Sohn und ich uns um das Grabungsgebäude.« Er runzelt die Stirn. »*Mudir* hat mir nicht gesagt, dass Sie kommen.«

Als ich ihn *Mudir*, die Bezeichnung für den Leiter der Grabung, sagen höre, denke ich sofort an Dumphries, der als Vorsitzender des Ägyptologieprogramms von Yale diesen Titel trug. Aber natürlich gibt es jetzt einen neuen Direktor. Wyatt.

»Ich habe mich erst ganz kurzfristig dazu entschlossen«, weiche ich aus. »Wo sind denn alle?«

»Es ist Freitag«, erwidert Harbi achselzuckend. Der Freitag war immer unser freier Tag gewesen, an dem wir Ausflüge zu anderen Grabungsstellen machten. »Sie sind in Sohag und haben dort übernachtet.«

Sohag ist eine weitere von Yale geleitete archäologische Mission und liegt dreieinhalb Stunden weiter südlich. »Wann werden sie zurück sein?«

»Gegen Mittag, *Inschallah*.«

»Wäre es in Ordnung, wenn ich warte?«, frage ich.

»Aber ja doch«, sagt Harbi. »Aber Sie sind bestimmt hungrig, *Doctora*.«

Ich spüre, wie ich rot werde. »Oh«, korrigiere ich ihn, »ich bin keine *Doctora*.« Es ist nur natürlich, dass Harbi davon ausgeht, ein Besucher müsse genauso wie alle anderen aus Yale promoviert sein, und dass das Mädchen, das hier drei Grabungssaisons als Doktorandin gearbeitet hat,

inzwischen seine Dissertation abgeschlossen haben würde.

Harbis Blick ruht erwartungsvoll auf mir. Als nichts mehr von mir kommt, geht er weiter. »Aber hungrig werden Sie dennoch sein«, befindet er.

Mir fällt auf, dass er hinkt, und ich frage mich, was passiert sein mag: ob er am Grabungsort gestürzt ist, ob seine Verletzung ihm Schmerzen bereitet. Aber persönliche Fragen kann ich nicht stellen, nicht, wenn ich selbst nicht bereit für sie bin.

»Großen Hunger habe ich keinen«, sage ich. »Machen Sie sich keine Mühe ...«

Harbi ignoriert mich und führt mich in den größten Raum des Grabungshauses, der gleichermaßen Arbeitsplatz und Speisesaal ist. »Fühlen Sie sich bitte wie zu Hause.« Er lässt mich allein und schlurft mit seinen Gummisandalen, die über den Fliesenboden schrammen, in die winzige Küche. Unter der Kuppel aus Lehmziegeln steht noch immer derselbe zerkratzte, fleckige Tisch, an dem wir alle unsere Mahlzeiten eingenommen haben. Was mir aber den Atem raubt, ist das, was anders ist. Verschwunden sind die gerollten Mylarfolien und wackeligen Stapel von Aktenmappen und Papieren. Stattdessen stehen Computer auf den wie Puzzleteile auf der anderen Seite des Raums verteilten Schreibtischen – Kabel schlängeln und umwinden sich wie Meeresungeheuer und streben abenteuerlich verdrahtet mit Überspannungsschutz einer Wandsteckdose zu. Es gibt Tablets, die gerade aufgeladen werden, und zwei beeindruckende Digitalkameras. An der hinteren Wand hängt als riesiger Ausdruck die komplette Inschrift der Szene mit dem Transport des Kolosses im Grab von Djehutihotep – genau die, an der ich während meiner gesamten letzten Saison mit Wyatt gearbeitet habe. Ich sehe die sorgfältigen Zeichnungen, die ich eigenhändig auf Mylar gemacht habe, nun in Tinte reproduziert und mit Wyatts Übersetzung am Rand versehen. Wenn es eines Beweises bedurfte, dass ich einmal hier gewesen war und etwas Wertvolles geleistet habe – dann hatte ich ihn hier vor Augen.

Als ich gerade durch die Terrassentüren nach draußen in den Innenhof gehen will, kommt Harbi, einen Stapel Teller balancierend, wieder zurück.

»Setzen Sie sich doch«, bedrängt er mich, und ich nehme meinen alten Platz am Tisch ein.

Er hat eine Schüssel Salat für mich hergerichtet – gehackte Tomaten, Koriander und Gurken – Weichkäse und *Aish Shamsi*, Brot, dessen Teig vor dem Backen in der Sonne gegangen ist. Erst als ich zu essen anfangen und nicht mehr aufhören, wird mir bewusst, wie ausgehungert ich bin. Harbi beobachtet mich lächelnd. »Nicht hungrig«, sagt er.

»Doch ein wenig«, gebe ich zu und ergänze dann grinsend: »Sehr.«

Zum Nachtisch serviert er *Basbousa* – eine Mischung aus Kokosnuss und Honig und grob vermahlenem Gries. Danach sinke ich in meinen Stuhl zurück. »Ich glaube, die nächsten drei Tage werde ich keinen Bissen runterbringen.«

»Dann bleiben Sie also«, meint Harbi darauf.

Das geht nicht. Ich habe schließlich ein Leben auf einem anderen Kontinent, eine Familie, die sich Sorgen um mich macht. Aber wieder hier zu sein, als wäre es mir gelungen, einfach die Uhr zurückzudrehen, hat etwas derart Irreales, dass ich das Gefühl habe, mir alles einfach nur einzubilden. Wie in einem wunderschönen Traum, in dem man weiß, dass man träumt, aus dem man aber nicht aufwachen möchte.

Erst nachdem Harbi wieder in die Küche zurückkehrt, wird mir klar, dass er keine Frage gestellt, sondern eine Vermutung ausgesprochen hat. Dass er mir diese Entscheidung bereits abgenommen hat.

Und ich ihm nicht widersprochen habe.

Meine Mutter pflegte zu sagen, dass blaue Augen Unglück bringen, weil sie erlaubten, alles zu sehen, was eine blauäugige Person dachte, aber als ich Wyatt Armstrong kennenlernte, beherzigte ich diese Warnung nicht. 2001 war ich neu auf die Yale gekommen, eine Studentin im Aufbaustudium mit fünfzig Dollar auf dem Sparkonto und einem möblierten Zimmer. Ich war seit drei Tagen in der Stadt, und soweit ich das beurteilen konnte, gab es in New Haven nur ein Wetter: kalten, peitschenden Regen. Es war der Abend vor Semesterbeginn und ich auf dem Heimweg von der Sterling-Bibliothek,

als es zu schütten anfang. In meiner Verzweiflung, die mitgeschleppten Bücher zu schützen – darunter mehrere wuchtige Folianten von Adriaan de Bucks Transkriptionen der Sargtexte –, ging ich durch die erste offene Tür, die ich entdeckte.

Toad's Place brummte und das sogar an einem Mittwohabend. Das Publikum war eine Mischung aus Yale-Studenten und Studentinnen der Quinnipiac University, die mit dem Bus herkamen und die York Street in High Heels auf und ab stakten und Miniröcke trugen, die kaum den Hintern bedeckten. Die Plätze am Tresen hatten sich Studenten unterer Semester mit gefälschten Personalausweisen gesichert, die sie wie FBI-Dienstmarken zückten. Irgendwo im Hintergrund malträtierte eine Metal-Band ihre Instrumente und übertönte die hitzigen Rufe der Mädchen, die zwei Jungs bei ihrem Saufwettkampf anfeuerten.

Der Boden unter meinen Sneakers war klebrig, und der ganze Raum roch nach Budweiser und Gras. Ich schielte auf den Regenvorhang hinter mir und setzte nach einiger Überlegung, welches der beiden Übel das Schlimmere war, meinen Weg in den hinteren Teil der Kneipe fort. Ich kletterte auf einen Hocker, legte meinen Bücherstapel auf den Tresen und bemühte mich, unsichtbar zu bleiben.

Natürlich fiel er mir auf. Die Ärmel seines Hemds waren bis zu den Ellbogen hochgekrempelt, und das goldblonde Haar fiel ihm in die Augen, als er nach dem Schnapsglas griff, den Inhalt hinunterkippte und das leere Glas dann kopfüber auf den ramponierten Tresen knallte. Seine Entourage brach in Jubelschreie aus: *Mark! Mark! Mark!* Aber er lächelte nicht, hob die Arme nicht zur Siegespose, tröstete aber auch nicht den Verlierer. Achselzuckend akzeptierte er das Ergebnis als vorhersehbar und selbstverständlich.

Arschloch.

Auch an der University of Chicago gab es Studenten, die ihren Studienplatz dort ihrer privilegierten Herkunft verdankten, aber in Yale schienen sie die Norm und nicht die Ausnahme zu sein. Ich war zwar noch nicht lange hier, aber die wenigen Studenten, die ich bisher kennengelernt

Blackwell, 2011.

Waltari, Mika, *Sinuhe der Ägypter*, aus dem Finnischen übersetzt von Andreas Ludden, Bastei Lübbe, Köln: 2014

Wilkinson, Richard H., *The Complete Gods and Goddesses of Ancient Egypt*, Cairo: American University in Cairo Press, 2003.

Übersetzung der Zaubersprüche aus dem Zweiwegebuch im Text aus:

Hermesen, Edmund, *Die zwei Wege des Jenseits: das altägyptische Zweiwegebuch und seine Topographie*, Dissertation Universität Zürich, publiziert bei Vandenhoeck Ruprecht, Göttingen: 1991
https://www.zora.uzh.ch/id/eprint/152769/1/Hermesen_1991_Die_zwei_Wege_des_Jenseits.pdf

Übersetzung der Gedichtzeile aus »Ozymandias« von Percy Bysshe Shelley: von der Vring, Georg, in: *Lyrik der englischen Romantik*, Winkler, München: 1967

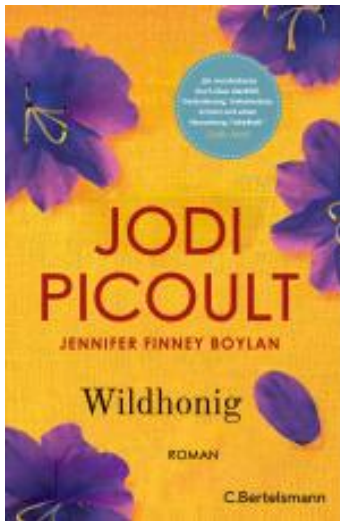
Tod und Sterben

Buckman, Robert, »*I Don't Know What to Say ...*« Toronto: Key Porter Books, 1988.

Callanan, Maggie, and Patricia Kelley, *Final Gifts*. New York: Bantam Books, 1997.

Dunn, Hank, *Hard Choices for Loving People*. Naples, FL: Quality of Life Publishing, 2016.

Sie wollen gleich weiterlesen? Unsere Empfehlungen für Sie...



Jodi Picoult, Jennifer Finney Boylan

Wildhonig

Roman. Der New York Times Bestseller „Mitreißend und herzzzerreißend“ Washington Post

C.Bertelsmann Verlag

[Zum Shop](#)



Jodi Picoult

Der Funke des Lebens

Roman. New-York-Times-Bestseller Nr.1

C.Bertelsmann Verlag

[Zum Shop](#)

Jodi Picoult



Kleine große Schritte

Roman

C.Bertelsmann Verlag

[Zum Shop](#)



Jodi Picoult

Die Spuren meiner Mutter

Roman.

C.Bertelsmann Verlag

[Zum Shop](#)

Jodi Picoult

Bis ans Ende der Geschichte

Roman

C.Bertelsmann Verlag

[Zum Shop](#)

